

Volker Gerhardt

# Die Unverzichtbarkeit des Glaubens und die Modernität der christlichen Botschaft

Vortrag auf dem Kirchenbautag der EKD

Erfurt, 21. September 2019

**0. Entschuldigung.** Die Leichtfertigkeit, mit der ich im vergangenen Jahr auf die Einladung zum Kirchenbautag mit einer Zusage reagiert habe, ist mir, je näher der Termin heranrückte, immer schwerer verständlich gewesen. Ich bin kein Fachmann, der den versammelten Spezialisten auch nur das Geringste zur hier anstehenden Sache des Kirchbaus sagen könnte.

Wenn ich der zwischenzeitlich immer drängender werden Neigung, meine Teilnahme wieder abzusagen, schließlich widerstanden habe, dann nur angesichts der Gewissheit, dass diejenigen, die mich eingeladen haben, wissen mussten, dass ich alles andere als ein Experte für Kirchenbaufragen bin. Was also könnten sie von mir erwarten? Mit Sicherheit nicht, dass ich mir den erforderlichen Sachverstand kurzfristig aneigne. Das verbietet die Selbstachtung auf beiden Seiten, auf Ihrer wie auch auf meiner.

Also stehe ich hier ohne den Ehrgeiz, mir mein Defizit nicht anmerken zu lassen. Was ich – als immer noch tätiger Lehrer für Philosophie – einzig versuchen kann, ist, meine *Überlegungen zum Glauben*, insonderheit zum *Glauben an das Göttliche* sowie zur *Besonderheit des christlichen Glaubens* so zu präzisieren, dass sie ein Nachdenken darüber erleichtern, was geeignete Orte und Räume für den *Glauben* und für seine *gemeinschaftliche Versicherung, Vertiefung und Stärkung der christlichen Botschaft* sein könnten. Dieses Nachdenken, wenn es sich philosophischer Einsichten bedient, kann dem Theologen bestenfalls Anregungen geben. – Nur unter diesem Vorbehalt wage ich es, hier zu sprechen.

An *erster Stelle* steht eine Bemerkung zur *Eigenart des Glaubens*, den ich zu den auffälligsten intellektuellen Fähigkeiten des Menschen rechne und den wir nicht verstehen, solange wir nicht beachten, dass er *nur in seiner engen Verbindung mit dem Wissen* verstanden werden kann.

Dann folgt *zweitens* eine Anmerkung zum *religiösen Glauben*, von dem man, vornehmlich in Kreisen des *wissenschaftlichen Positivismus*, eine Weile lang glaubte, er sei im Absterben begriffen. Von dieser Variante der

Säkularisierungsthese haben sich inzwischen sogar ihre lange Zeit hartnäckigsten Verfechter, die *Soziologen*, verabschiedet. Wenn man überhaupt bei der weltgeschichtlich angelegten These der Säkularisierung bleiben will, muss man beachten, dass im globalen Zusammenhang die Religionsgemeinschaften an Vielfalt, Anhängerschaft und Einfluss nicht ab, sondern *zunehmen*. Und wenn das in Mitteleuropa und insbesondere in Deutschland anders ist, darf man daraus nicht ableiten, dass darin ein unumkehrbarer weltweiter Trend zum Ausdruck kommt.

Man darf auch die Vermutung des eigenen Versagens nicht ausschließen. Wer wollte behaupten, dass die Kirchen in der europäischen Zivilisation ihre Zeit tatsächlich so verstehen, dass sie überzeugend von ihrem Glauben sprechen, geschweige denn, für ihn ein Beispiel geben können? Ihre jeweilige Haltung zu Fragen der Biopolitik, um nur ein Beispiel zu nennen, ist so dürftig begründet, dass sie ihre Positionen nach jedem Grundrechtsurteil korrigieren müssen.

Zu bedenken ist ferner, dass der erkennbare Bedeutungsverlust christlicher Kirchen mit einem steigenden Interesse an weltanschaulichen Surrogaten aus fernöstlichen Religionen oder aus meditativen Praktiken korreliert. Das könnte, so denke ich, auch bedenkenswerte Folgen für den Kirchenbau haben.

Von besonderer Bedeutung ist *drittens* die Frage, was man heute zur *Aktualität des christlichen Glaubens* sagen kann. Dabei muss man zwischen dem Gehalt der christlichen Botschaft zur Zeit ihrer Entstehung und der heutigen Erscheinungsform der Kirchen unterscheiden. Was den ersten Punkt betrifft, so könnte die Aktualität des christlichen Glaubens gar nicht größer sein; mit Blick auf den zweiten kann ich die Frage nur an die Theologie der Gegenwart weitergeben. Ich selbst kann hier nur einige Mutmaßungen anschließen. Ob sich daraus Anhaltspunkte für den Kirchenbau ergeben, müssen dann die Experten entscheiden. Darüber also spreche ich nicht, füge mache nur eine abschließende Bemerkung an.

**1. Kein Glauben ohne Wissen und kein Wissen ohne Glauben.** Es hat den Anschein, als hätte sich die Unterscheidung zwischen Wissen und Glauben zu einem vergleichsweise späten kulturgeschichtlichen Zeitpunkt ausgebildet. Auch wenn man in naiver Betrachtung zu der Annahme neigt, der Glauben müsse sich als ungesicherte Form des Wissens lange *vor* dem Wissen ausgebildet haben, gibt es Anzeichen dafür, dass *zuerst* das Wissen da war und dass sich der Glauben erst sehr viel später als *unverzichtbare Ergänzung* eingestellt hat.

Der *Glauben*, so nehme ich an, wurde notwendig, weil sich das *Wissen* allein als nicht ausreichend erwies, um seine steuernde Funktion im Handeln und im gemeinschaftlichen Leben in zureichender Weise zu erfüllen. Bloßes Wissen mag in Gehirnen oder auf Datenträgern gespeichert sein. Aber *als* Wissen kommt es nur in der menschlichen Mitteilung zur Geltung – und dies auch nur, sofern es durch Menschen zur Anwendung gelangt, die sich dabei durch Zeichen, Geräte oder Werkzeuge helfen lassen.

Das zeigt sich zum einen daran, dass es nicht nur gelegentlich, sondern prinzipiell nicht ausreicht, um die mit dem Wissen möglich werdenden technischen und sozialen Aufgaben zu erfüllen, solange man keine *Ziele, Absichten* oder *Erwartungen* hat. Erst wenn man in dieser oder jener Hinsicht über das Wissen verfügt, das man braucht, um etwas durchzuführen oder herzustellen, und sobald es erforderlich ist, dass eine größere Zahl von Menschen am Prozess der Herstellung partizipiert, wird es nötig, ausdrücklich zu machen, dass Wissen, nur für sich betrachtet, eine derart *begrenzte* Reichweite hat, dass sich Menschen darauf gerade *im Einsatz ihres Wissens* nicht beschränken können!

Sie müssen sich vielmehr in ihren *Erwartungen* und *Absprachen* auf Situationen und Zeiträume beziehen, über die sie nur aus Erinnerungen abgeleitete *Vermutungen*, vielleicht auch nur *Ahnungen* haben können. Wie anders will man ein Feld bestellen, einen Schutzwall anlegen, ein Tauschgeschäft durchführen oder eine Handelsreise planen? Zu alledem muss man zwar manches *wissen*, aber in nicht geringem Maß auch viel *erwarten, vermuten, hoffen* und eben auch *glauben*.

Kurz: Es ist der zum menschlichen Leben gehörende *pragmatische Anspruch*, im *Einsatz* und im *Umgang* mit dem Wissen, der von jedem, der es wagt, etwas zu tun, einen *Glauben* fordert.

Hat man dies erkannt hat, muss man sich eingestehen, dass bereits der *Wissenserwerb*, also die mitunter mühevoll und in jedem Fall Zeit erfordernde Aneignung des Wissens schon einen *Glauben an das Wissen* voraussetzt. Ohne die Erwartung, dass uns das Wissen etwas nützt oder dass es uns gefällt, es zu unter Beweis zu stellen oder es mit Erfolg zur Geltung zu bringen, würden wir uns wohl nicht der Anstrengung unterziehen, es durch Lernen so umfassend und verlässlich wie nötig zu machen.

Hinzufügen brauche ich lediglich, dass die *modernen Wissenschaften* immerhin den Vorzug haben, von ihrer eigenen Unvollständigkeit und Unvollkommenheit zu wissen. Wissenschaft hat sich einzugestehen, dass sie (gerade dann, wenn sie darauf besteht, wirklich sachgemäß, stets auf dem neuesten Stand und so wirkungsvoll wie möglich zu sein) auf etwas angewiesen bleibt, das *noch nicht*

Wissen ist! Unter Umständen kann die eine oder andere der zugrundeliegenden Überzeugung oder Erwartung durch Wissen bestätigt werden. Doch im Akt eines augenblicklich erfordernten Einsatzes des Wissens, haben diese Annahmen allesamt den *Status der Annahme* oder des *Glaubens*, ohne den kein praktisch verwendbares Wissen auskommt.

Schließlich vertritt man keine gewagte These, wenn man den *systematischen* und vermutlich auch *evolutionsgeschichtlichen Vorrang* des Wissens vor dem Glauben behauptet. *Denn ohne Wissen ist es gar nicht sinnvoll, von Glauben zu sprechen.* Der Inhalt eines Glaubens hat stets, wie wir sagen, eine *propositionale Form*: Auch er muss die *epistemische Verfassung eines bewussten Sachverhalts* haben, über den man am liebsten alles ganz sicher wüsste. Da dies aber nur höchst selten der Fall oder vielleicht gar nicht möglich ist, kann er nur *geglaubt* werden, eben weil man das, worum es in der Umsetzung einer Absicht im Ganzen geht, nicht verlässlich weiß.<sup>1</sup>

Die Erläuterungen zu meinem *ersten* Punkt laufen also auf die Aussage hinaus, dass *Wissen und Glauben wechselseitig auf einander angewiesen sind. Solange es Wissen gibt, das von Menschen verwendet werden soll, muss es auch Glauben geben – und umgekehrt.*

**2. Die Unverzichtbarkeit des kulturell verfassten, sozial gestützten und letztlich existenziell ausgerichteten Glaubens.** Mit der wissenschaftstheoretischen Klarstellung habe ich über *den* Glauben gesprochen, der uns *alltagssprachlich* geläufig ist. Jeder Gedanke, der auch nur eine Sekunde über die Gegenwart hinausgeht, ist von einem Glauben getragen, den wir benötigen, weil das Wissen, auf das wir uns verlassen, grundsätzlich nicht über Vergangenheit und Gegenwart hinausreicht. Mit der *Zukunft* (und die beginnt immer schon mit dem nächsten

---

<sup>1</sup> Zwar wüsste man das, was man glaubt, gerne entweder ganz (oder wenigstens ziemlich) genau. Manchmal kann man auch den Stoßseufzer hören, es sei vielleicht besser, etwas nicht so genau zu wissen. Es mag auch sein, dass man es als Glück empfindet, etwas nur glauben zu können und *nicht sicher wissen* zu müssen! Das kann z. B. auf seinen eigenen Todestag bezogen sein, kann aber auch die Existenz des geglaubten Gottes betreffen. Sicher zu wissen, dass er aktuell alles sieht oder tatsächlich alles vermag, kann etwas Lähmendes haben. Nietzsche lässt ein kleines Mädchen fragen, ob es nicht unanständig ist, dass Gott alles sieht: „Ist es wahr, dass der liebe Gott überall zugegen ist?“ fragte ein kleines Mädchen seine Mutter: „aber ich finde das *unanständig*“ — ein Wink für Philosophen! Man sollte die Scham besser in Ehren halten, mit der sich die Natur hinter Räthsel und bunte Ungewissheiten versteckt hat.“ (Nietzsche, Fröhliche Wissenschaft, Vorr. 4, KSA 3, 352). Das ist, wie ich finde, auch ein Wink für Theologen.

Augenblick!) beginnt der Bereich der *Prognose*; und wer sich auf sie verlässt, muss erst recht einen Glauben in Anspruch nehmen – und sei es auch nur in der Form von Annahmen, Überzeugungen, Erwartungen oder Hoffnungen.

Der *religiöse Glaube* im engeren Sinn begnügt sich hingegen nicht mit einer Prognose über das Kommende. Er beschränkt sich auch nicht mit einer Gewissheit über das durchschnittliche *Prozedere der Natur* oder des *Lebens*: *Der religiöse Glaube ist auf die Vergewisserung einer bestimmten Lebensart und Lebensform gerichtet, die er in möglichst optimaler, vor allem nicht durch Leid oder Entbehrung eingeschränkter Form gewahrt wissen möchte. Im Leben möchte der Gläubige möglichst unbehelligt, schmerzfrei und anerkannt seine Bahn vollenden. Und nach dem Tod möchte er sich (sofern ihm diese ergänzende Perspektive etwas bedeutet) in einer von allem Leiden freien Verfassung in ungetrübter Zufriedenheit, kurz und biblisch: in einem Zustand der Seligkeit befinden, in einer Verfassung also, die ihn, alles in allem, sicher macht, dass letztlich alles so sein muss, wie es ist.*

Dass diese *kulturell modulierte, sozial versicherte* und *letztlich existenziell* ausgerichtete Form des Glaubens von den Menschen nicht so schnell aufgegeben wird, dürfen wir, auch wenn wir die Zukunft nicht kennen, annehmen. Die Nachhaltigkeit, mit der sich der Glaube an ein Jenseits in den Lebensformen so vieler Gemeinschaften hält, ist ein Beleg dafür, dass die Menschen an ihm hängen, weil er ihnen die Aussicht auf eine irgendwie bewusste und erwartungsvolle Lebensführung eröffnet, vielleicht sogar einen glücklichen Endzustand eröffnet, der ihnen das Gefühl, vielleicht sogar die Gewissheit verheißt, dass alles so sein muss, wie es ist. So rechnet auch der religiöse Glaube – zumindest in den meisten traditionellen Formen – auf eine über das Lebensende hinausgehende Gewissheit, in der die Gläubigen nicht mehr daran zweifeln müssen, ob das, was sie erlebt, getan oder gelitten haben, überhaupt einen Sinn gehabt hat.<sup>2</sup>

Und sobald dieser Glaube sich auf etwas gründet, das wir unabhängig von unserer eigenen Handlungsmöglichkeit für verlässlich halten, nennen wir es nun *Gott* oder, mit Karl Jaspers (und vielen anderen), *Transzendenz*, oder aber, wie ich es in epistemischer Bescheidenheit empfehle: das *Ganze*.

---

<sup>2</sup> Dass es an der Plausibilität dieser Jenseits-Erwartung gut begründete Zweifel gibt, soll nicht verschwiegen werden. Epikurs oft zitierter Einwand, man müsse leben, um wissen zu können, wie man sich im Zustand des Todes fühlt, ist nicht vergessen; er könnte auch nur durch die Aussage eines Toten widerlegt werden. Gegen den Einwand kann man überhaupt nur argumentieren, wenn man deutlich macht, dass es beim Gedanken der Unsterblichkeit, wie Sokrates, Platon oder Kant ihn denken, um eine Perspektive geht, die man als Mensch – und damit als Teil der Menschheit – braucht, um seinem Leben einen über den Tod hinausreichenden Sinn zu geben.

Die verschiedenen Bezeichnungen machen im alltäglichen Vertrauen auf einen uns tragenden Grund im Dasein freilich keinen wesentlichen Unterschied; denn allen Bezeichnungen für das *Göttliche*, für das *Jenseits*, für das *Umfassende*, *Umgreifende* oder für das *Ganze*, ist gemeinsam, dass sie die Möglichkeit verlässlichen Wissens überschreiten. Dennoch erscheint es natürlich, dass der Mensch über den ersten oder letzten Grund im Fall des Glaubens nach Art eines irgendwie doch erkennbaren Sachverhalts sprechen möchte – eben so, als *wüsste* er doch etwas von oder über ihm, das für ihn als Mensch von Bedeutung ist.<sup>3</sup>

Und dieser Glauben an ein Göttliches in der Welt und in uns, kann uns, insbesondere, wenn andere Gewissheiten verloren gehen, hoffen lassen, dass unser Leben, unser Dasein oder der Lauf der Dinge ein gutes Ende nehmen. Darauf, so denke ich, wird der Mensch, solange er sich als für sein eigenes Dasein zuständig begreift, hoffen, weil es die Generalbedingungen für das ist, was wir heute gerne ein „gelingendes Leben“ nennen.

Das, so denke ich, kann genügen, um einsichtig zu machen, dass der *Glauben als religiöses Vertrauen auf einen guten Ausgang allen Geschehens* so bald nicht preisgegeben wird.

**3. Die Modernität der christlichen Botschaft.** Das Evangelium Jesu Christi hat sich selbst in dem alten und schriftlich versicherten Traditionszusammenhang des jüdischen Glaubens verortet. Wir können aber unschwer erkennen, dass es auch Einflüsse der griechischen und römischen Überlieferung aufgenommen hat. Damit ist es auf der Höhe der damaligen kulturellen Entwicklung, zu der auch die wissenschaftliche Innovation der griechischen Weltkenntnis gehört. Deutlichstes Zeichen dafür ist, dass die christliche Botschaft auf ganzer Linie die prinzipielle

---

<sup>3</sup> Wenn ich die Rede vom Göttlichen mit dem Ausdruck des *Ganzen* bevorzuge, möchte ich das philosophische wie auch lebensweltlich bedeutsame Verlangen kenntlich machen, dass Gott *nicht außerhalb der Welt* vorgestellt werden kann. Wenn er Bedeutung in und für die Welt haben soll, muss er zu ihr gehören. Letztlich müssen wir die Welt, die Natur und auch das Ganze eines Menschen selbst als göttlich ansehen, vor allem dann, wenn wir an Gott als etwas glauben wollen, das uns etwas angeht. – Dieser durchdringende existenzielle Rang des Göttlichen lässt sich freilich nur in einer Annäherung fassen, die jedoch nicht in unendliche Fernen ausgreifen muss. Der Gläubige muss sich Gott so nahe fühlen können, dass er Bedeutung für ihn hat. Diese Nähe muss als wechselseitig begriffen werden können, wenn die Rede von Gott sinnvoll sein soll. Diese Nähe wird im Verständnis Gottes als des *Ganzen der Welt, zu der wir selbst gehören*, gewährleistet. Und der Gedanke hat seine bezwingende Unmittelbarkeit nicht zuletzt darin, dass sich jeder Mensch *selbst als ein Ganzes* (etwa als Leib oder Person) begreift, das als Ganzes ihm selbst so unbegreiflich ist, wie das Ganze der Welt. Ohne die Annahme dieses Ganzen seiner selbst kann er selber nichts mit Selbstbewusstsein tun. – Dazu des Näheren v. Verf.: Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche, München 2014, 2016<sup>4</sup>.

Unterscheidung von *episteme* und *pistis*, also von Wissen und Glauben übernimmt.

Trotz dieser Fundierung in mindestens zwei Kulturen ist die *Innovation des Evangeliums* so unerhört, dass Sie uns noch heute den Atem verschlagen kann. Sie besteht, kurz und ohne den Anspruch auf Vollständigkeit gesagt, in folgenden Leistungen:

*Erstens* in der Sicherung der *Spiritualität*, die in der zu ihrer Zeit völlig neuen Botschaft der *Liebe* und der *Barmherzigkeit* vorgetragen wird; ihre Besonderheit hat diese zentrale Botschaft Jesu Christi darin, dass sie weder eine Distanzierung vom Körper noch von dessen Leiden einschließt; sie ist gleichwohl *göttlichen Ursprungs* und auf *Mitmenschlichkeit* gerichtet.

*Zweitens* durch entschiedene Ausrichtung auf das *Individuum*; mit der Folge einer souveränen Gleichgültigkeit gegenüber der sozialen Schichtung innerhalb der menschlichen Gesellschaften. Den sozialen Unterschieden wird jede religiöse Bedeutung abgesprochen. Auf *arm* oder *reich*, *niedrig* oder *mächtig*, *krank* oder *gesund*, *männlich* oder *weiblich* kommt es nicht an. Allenfalls ist es besser niedrig und arm, als mächtig und reich zu sein. Mit Blick auf das Seelenheil ist auch der *Bildungsstand* der Einzelnen ohne Gewicht. Das klingt noch heute wie ein Provokation.

*Drittens* erfolgt eine eminente Auszeichnung des jeweils *einzelnen Menschen* und seines *individuellen Glaubens*. Wie radikal das verstanden wird, zeigt die Antwort, die Jesus einem Jünger gibt, der ihm nachfolgen will, aber zuvor der damals wie heute vorrangigen menschlichen Pflicht nachkommen will, seinen Vater zu begraben. Was aber sagt Jesus? „Folge mir nach; lass die Toten ihre Toten begraben“ (Mt 8, 22). Die darin liegende *Auszeichnung der Gegenwart* enthält nicht nur eine *Relativierung des familiären Zusammenhangs*, sondern auch eine – sowohl mit Blick auf das Judentum wie auf älteste kulturelle Gepflogenheiten in Ägypten, Griechenland und Rom – unerhörte *Abwertung der Tradition*.

*Viertens* ist die christliche Botschaft durch eine alle Unterschiede überspannende und alles praktische Handeln herausfordernde *Humanität* bestimmt.<sup>4</sup> Ihr geht es durchweg um *alle Menschen*, die *gleichermaßen* durch das Wort Gottes

---

<sup>4</sup> In anderem Zusammenhang habe ich die Bedeutung Ciceros, der zwei Generationen von Jesus lebte, für die Entwicklung des Humanitätsgedankens herausgestellt. Im Vergleich zu Cicero, der *humanitas* für *alle Menschen* fordert und *jedem Menschen*, auch den Sklaven, *dignitas* zugesteht, tritt der *epochale Rang* des Christentums hervor. Man muss auch sagen, das mit Blick auf die philanthropische Vorgeschichte der Humanität, Jesus an ältere jüdische Maximen anschließt. Siehe dazu v Verf.: Humanität. Über den Geist der Menschheit, München 2019.

angesprochen sind. Ihnen wird ausnahmslos das Heil versprochen, wenn Sie nur an die erlösende Botschaft glauben und dem Wort Gottes folgen. Die *Toleranz*, für die bereits Paulus in seinen Briefen eintritt und von der niemand ausgenommen sein soll, wird bereits durch Jesus praktiziert.

*Fünftens* ist es ein fatales Missverständnis, die frühe christliche Lehre als ein naives, aus Mangel an Bildung und Urteilskraft stammendes Ressentiments-Erzeugnis anzusehen, dem jeder Sinn für Kunst und Bildung abgesprochen werden muss. So geschieht es bei Nietzsche in seiner selbst vom Ressentiment gegen die eigene Herkunft diktierten Überzeugung, der jeder Sinn für die universale Reichweite der christlichen Botschaft fehlt. Doch aus dem christlichen Evangelium spricht eine ursprüngliche Zuneigung zu den Menschen, die auf alle Attribute der Gelehrsamkeit verzichten kann. An ihre Stelle tritt die vertrauensvolle Zwiesprache mit dem als „Vater“ angesprochenen Gott. Dessen Autorität steht mit keinem Wort infrage, wohl aber kann sich der Mensch durch das Verständnis, auf das er bei seinem Gott und „seinem Vater“ setzt, über alles andere Lebendige hinaus ausgezeichnet sehen.

4. *Die alles Gewohnte sprengende Botschaft Jesu.* Die *sechste*, mit keiner vorangehenden Religion geteilte Innovation der christlichen Botschaft ist das Geschehen der „Offenbarung“. Damit ist, anders als viele meinen, kein empirischer Vorgang gemeint, den man durch historische Zeugnisse bestätigen oder widerlegen kann. „Offenbarung“, wie Luther das griechische Wort *apokalypsis* übersetzt,<sup>5</sup> ist vielmehr der Ausdruck für ein komplexes Geschehen, in dem sich (erlebte oder erwartete) Ereignisse im inneren Erleben der Hörer und Leser spiegeln. Der Ausdruck bezeichnet den Gewinn einer Gewissheit angesichts eines Vorgangs, in dem sich Objektives und Subjektives mischt und dessen Bedeutung sich nicht allein an nachweisbaren Ereignissen festmachen lässt.<sup>6</sup>

Mit Blick auf die Auferstehung Jesu ist „Offenbarung“ auf eine Person bezogen, deren leibhaftiges Dasein in Verbindung mit Worten und Taten selbst schon als eine alles Gewöhnliche sprengende *Ausnahme* erschienen ist. Dieser Person wird ein unsägliches Unrecht angetan, dass sie gleichwohl in unfassbarer Geistesgegenwart und ungebrochener Haltung hinnimmt und bis zum qualvollen

---

<sup>5</sup> In der lateinischen Übertragung bekanntlich *revelatio*, was mit „Enthüllung“ übersetzt werden kann und dem verbreiteten Verständnis näher kommt, das im Ausdruck der „Offenbarungsreligion“ dominiert.

<sup>6</sup> Der Begriff der „Offenbarung“, wie wir ihn im Sinn einer *revelatio* verstehen, setzt die Entsprechung zwischen dem Unglaublichen des Geschehens und der Erschütterung der Betroffenen voraus. Folglich erweisen sich alle Versuche einer historischen Beweiserhebung als ein Missverständnis dessen, was mit „Offenbarung“ gemeint ist.

Tod am Kreuz erträgt. Alle Zeitzeugen, die ihm nahestanden, haben dies als ein jede menschliche Vorstellungskraft übersteigendes Opfer erlebt und können gar nicht anders, als darin das singuläre Exempel einer Fügung zu sehen, die eine weit über diesen Vorgang hinausgehende Bedeutung hat und nur als etwas zu verstehen ist, das man „übermenschlich“ nennen möchte, so dass es damit schon von sich aus in die Nähe des Göttlichen rückt.

Dies vor Augen, ist es unmöglich, den Tod Jesu Christi als ein *Ende* zu begreifen! Sein *Beispiel* und seine *Botschaft* sind dadurch nur lebendiger geworden, und mit seinen Worten bleibt er mitten unter seinen Jüngern. Ihre Erklärung für dieses Fortleben, zusammen mit der Vergegenwärtigung seines durch das Ertragen seines Leidens definitiv bekräftigten geistlichen Auftrags, kann daher keine andere sein, als dass er in ihnen fortlebt. So versteht man auch, dass sich infolge seiner Kreuzigung den Jüngern die Zunge löst. Sie verspüren die Kraft, von ihm sprechen zu können und damit seine Botschaft auch jenen nahezubringen, die ihn nicht selbst erleben konnten.

Alles dies: Ihre mit dem Leiden Jesu zur Sicherheit gewordene Überzeugung von ihm als *absoluter Ausnahme*, das *Übermenschliche* seiner noch im Tod bezeugten *Liebe zu den Menschen* sowie die an ihnen selbst erlebte pfingstliche *Ermächtigung*, von alledem *selbst sprechen* zu können, gehören zum Vorgang der Offenbarung, die ein überwältigendes Zeugnis eines durch ein unerhörte Geschehen versicherten Glaubens ist. Es ist somit alles andere als eine Reportage der Ereignisse nach dem gewaltsamen Tod auf der Schädelstätte des Berges Golgatha.<sup>7</sup>

Die Rede von der „Offenbarung“ setzt – damals wie heute – die Empfänglichkeit für das schier Unglaubliche der ganzen Ereignisfolge von der Geburt bis zur Kreuzigung Jesu voraus. Sie ist auf Anteilnahme und persönlich in Anspruch genommenes Mitleiden gegründet. Nur wenn wir diese innere Korrespondenz zwischen dem Exempel des Gründers und seinen Zeugen unterstellen und nur solange uns ihre Botschaft selbst existenziell betrifft, können wir von der Überzeugungskraft des christlichen Glaubens ausgehen. Und da uns das, worum

---

<sup>7</sup> Noch bevor die Leben-Jesu-Forschung des 19. Jahrhunderts in Gang kam, hatte Schleiermacher in seinen Vorlesungen zu den historischen Zeugnissen zum Leben Jesu gezeigt, dass es keine belastbaren historischen Beweise gibt und dass es ein Unverständnis ist, den christlichen Glauben von ihrer Vorlage abhängig zu machen. Dazu: Schleiermacher, Vorlesungen über das Leben Jesu (1819/20), II. Abtlg., Bd. 15, hrsg. von Walter Jaeschke, Berlin 2019.

es der christlichen Lehre geht,<sup>8</sup> auch gegenwärtig immer noch berührt, ist das Evangelium unvermindert *aktuell* – oder meinetwegen auch: *modern*.<sup>9</sup>

**5. Das Göttliche des „Sohnes“, des „Vaters“ und des „Geistes.** Um die Rede von der Modernität nicht zu strapazieren, kann man *siebtens* und *letztens* von der – machen gotteslästerlich erscheinenden – „*Menschlichkeit*“ des *christlichen Gottesbegriff* sprechen. Dazu müssen Andeutungen genügen: Gott wird zwar, wie in der biblischen Tradition, als „Schöpfer“ und allmächtiger „Herr“ begriffen, von dem man auch nach dem alten Glauben sagen kann, dass ihm besonders an den Menschen gelegen ist. Man kann daher von einer *Humanisierung* des Gottesverständnisses sprechen.

Zweifellos nimmt schon der alttestamentliche Gott besonderen Anteil am Schicksal des jüdischen Volkes. Aber indem Jesus die ausnahmslos *allen Menschen* geltende *Liebe* Gottes in den Mittelpunkt stellt und zugleich verkündet, dieser Gott habe seinen „Sohn“ zu den Menschen entsandt, um damit einen besonderen Liebesbeweis zu erbringen, der ihnen „Erlösung“ und „Heil“ verheißt, ist eine gleichermaßen äußere wie innige Verbindung zu den Menschen hergestellt. Auf sie vertraut der Gekreuzigte noch im Angesicht seines Todes.

Der mit den Evangelien auf den Weg gebrachte, von Paulus und den ihm nachfolgenden frühen Lehrern des Christentums zunehmend auch begrifflich konturierte *Gottesbegriff* enthält die Zumutung, den Allmächtigen Herrn aller Dinge in sich geteilt und dennoch vereint als einen „dreieinigen Gott“ zu verstehen. Viele Christen sehen darin eine mythologische Überfrachtung des Gottesbegriff und somit eine gravierende Schwäche des von ihnen verlangten Glaubens an Gott. Nicht nur Christen sind versucht, darin eine Entwürdigung Gottes, ja, eine „Gotteslästerung“ zu sehen.

Tatsächlich läuft es jedoch auf das Gegenteil hinaus. Denn in seiner „Dreifaltigkeit“ kommt der ohnehin nur aus der Perspektive des Menschen zu denkende Gott den Gläubigen entgegen: Ihm wird nichts von seiner Rolle als Schöpfer, Urgrund und höchstes Ziel allen Daseins genommen; man kann ihn mit den Philosophen als „erste Ursache“, „unbewegten Beweger“ oder als das alles umfassende „Ganze“, „Absolute“ oder, mit dem frühen Kant, als das „Allgenugsame“ denken.

---

<sup>8</sup> Wie in den ersten fünf Punkten angedeutet.

<sup>9</sup> Ich verweise auf meine erstmals 1998 öffentlich vertretene Auffassung, von der epochalen Einheit von Antike und Moderne. Dazu: Die Moderne beginnt mit Sokrates.

Doch in dieser Stellung bleibt er durch seinen „Sohn“, den Menschen auf besondere Weise zugewandt. Er muss sich von gar nichts abkehren, was zur Welt, zur Natur und ihren Lebewesen insgesamt gehört. Mehr noch: Durch seinen „Sohn“ Jesus Christus hat Gott den Menschen eine Botschaft zukommen lassen, die ihnen mit der Anerkennung ihrer Heilsbedürftigkeit auch eine besondere Stellung zuweist, die ihnen eine einzigartige Aufgabe zuweist. Die liegt in der von Jesus verkündeten Zuständigkeit des Menschen für sich selbst! Die Bergpredigt zählt auf, was dazu gehört und überträgt damit den Menschen die Verantwortung für sein Dasein und seine Welt.

Als drittes Merkmal Gottes kommt schließlich der *Heilige Geist* hinzu – eben jener Geist, der die Jünger ergreift, nachdem ihnen das Symbol der Himmelfahrt vor Augen geführt hat, dass nunmehr *sie selbst* es sind, die den neuen Glauben in die Welt zu tragen haben.

Gott als „Geist“ zu begreifen, gehört zur ältesten Tradition des philosophischen Denkens. Aber es hat auch in der Philosophie lange gedauert, bis dieser Geist wesentlich in seiner Leistung, nämlich der *communicatio*, liegt. Geist ist das *Verstehen* und das *Mitteilen*, welches durch eigene Tätigkeit im Getrennten *Einheit* schafft. Er gehört so ursprünglich zum menschlichen Verständnis Gottes wie die Erwartung, dass der Gott ihn, den Menschen, etwas angeht.

So erweisen sich die drei Momente Gottes nicht nur als notwendig *zusammengehörig*, sondern sie veranschaulichen die *vom Menschen verstandene besondere Verbindung* mit den Menschen – nicht weil Gott auf sie angewiesen ist, sondern weil sie es sind, die ihn nötig haben, vor allem dann, wenn sie im Vertrauen auf ihn und seine Anteilnahme wie auch in der Hoffnung leben wollen, von dem, was sie sehen, fühlen und erkennen können, das für sie Wesentliche zu verstehen.

Durch seine *perspektivische Fassung* ist der christliche Gottesbegriff nicht nur den Menschen und ihrer Vielfalt angemessen. Er macht den Gläubigen das Angebot, sich, ihrem Verständnis und ihrem Verlangen entsprechend, ihren Zugang zur Unbegreiflichkeit Gott zu eröffnen.

**6. Das Evangelium als stärkstes Medium des christlichen Glaubens.** Es wäre schon viel, wenn die skizzierten Überlegungen zeigen könnten, dass es nicht den geringsten Grund gibt, vom Glauben zu schweigen oder ihn gar zu verstecken. Glauben gehört nicht nur zum Gebrauch des Wissens, sondern zu jeder bewussten Lebensführung. Dabei hat insbesondere die christliche Botschaft nicht nur die üblichen traditionellen und kulturellen Gründe für sich, die man nennen kann,

wenn man in gutem Glauben und unter den Bedingungen menschlichen Vertrauens aufgewachsen ist. Es gibt, wie die auf sieben Punkte verkürzte Darstellung der innovativen Momente in Leben und Lehre Jesu Christi kenntlich machen soll, auch höchst aktuelle, auf unsere derzeitige Lage bezogene Gründe, das Evangelium ernst zu nehmen.

Deshalb ist alles erwünscht, was uns die christliche Botschaft näherbringt, auch und gerade die historisch-kritische und die religionswissenschaftliche Forschung! Die Offenheit für die Welt (und darin gerade auch für das Andere in ihr), gehört zu den Ausgangsbedingungen des Evangeliums. Es bedarf keines „Missionsbefehls“! Das „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ (Mt 28,19: Mk 16,15) bringt das durch und durch menschliche Verlangen zum Ausdruck, dass sich eine gute Nachricht verbreiten sollte.<sup>10</sup>

Das Verlangen ist mit der Erwartung verbunden, dass der unerhörte Gehalt der Botschaft im Leben der vom neuen Glauben Erfüllten zum Ausdruck kommt. Und so befremdlich er unter den Konditionen der antiken Welt noch erschienen sein mag, so selbstverständlich dürften heute der Anspruch auf *Individualität* und *Selbstbestimmung*, auf die *Gleichheit der Geschlechter* und die *Relativität der Standesunterschiede* und schließlich die *Unabdingbarkeit des Friedens* sein.

Heute leben die Völker allesamt in globaler Nachbarschaft. Und so kommt es darauf an, ihnen gegenüber nicht gleichgültig zu sein. Sie müssen kooperieren, was nur unter der Voraussetzung gleichgearteter Bedürfnisse und in Erwartung eines sich ergänzenden Könnens möglich ist, zugleich aber den Respekt für die bestehende Unterschiede einschließt. Also kommt es auch auf den vorurteilsfreien Umgang mit Andersgläubigen an, auf den Christen von ihren Anfängen her vorbereitet sein können. Dass dabei jene, die meinen, sie stünden dem Glauben fern, nicht vergessen werden sollten, versteht sich heute, so denke ich, von selbst. Die in ihrer gesuchten Konsequenz mitunter höchst eindrucksvollen Agnostiker und Atheisten glauben ja nur, nicht glauben zu müssen.

Es kann auch ausreichen, anderen Menschen Einblicke in die eigene Kultur zu eröffnen, ohne dass gleich das eigene Bekenntnis folgt. Die Tradition und die Praxis des christlichen Glaubens sind so reich und vielfältig, dass sie für sich selbst sprechen können. Man muss nicht immer Neues erfinden, muss auch nicht notwendig Neues bauen, um Eindruck zu machen. Die stärkste Kraft entfaltet die

---

<sup>10</sup> Gewiss: Die Taufe, auf welche die Lehre Jesu abzielt, ist etwas, das aktiv vollzogen werden muss; dies aber unter den Bedingungen der Freiwilligkeit, unter der auch die Befolgung der Lebensweise steht, sie Jesus seine Jünger gelehrt hat. Die Lebensweise, die er „befiehlt“, kann nur exemplarisch vom Einzelnen aufgenommen und somit auch nur von ihm als „Gebot“ aufgenommen werden. Daraus eine Art Organisationsbefehl zu machen, widerspricht dem Leben und der Lehre Jesu.

christliche Botschaft ohnehin in ihren Texten, die nur der lebendigen Auslegung bedürfen – für die sie, wie bereits ihre Entstehung zeigt, in besonderer Weise offenstehen. In ihrer impliziten Modernität ist die christliche Religion bereits ursprünglich auf die Lebens- und Wissensformen der modernen Zivilisation vorbereitet. Um das plausibel zu machen, habe ich den langen Anlauf genommen. Umso kürzer kann ich mich am Ende mit meinem Hinweisen auf den Kirchenbau fassen.

*7. Nachtrag zur Bedeutung des Kirchenbaus.* Mein historischer Rückblick und die Besinnung auf die Anfänge des Christentums legen es nahe, dass ich auch mit Blick auf die Gotteshäuser eine geschichtliche Perspektive präferiere. Und in ihr erscheint es aus Gründen der Erschließung, Sicherung und Vergegenwärtigung unserer Kultur selbstverständlich, größten Wert auf die *Wahrung der Baubestände* zu legen. Was immer es uns möglich macht, den Gottesdienst in Kirchen zu feiern, die uns durch ihren Bestand und ihre Eigenart bewusst machen, dass wir in einer uns weiterhin tragenden Tradition stehen, um deren Erhaltung es uns auch aus theologischen Gründen geht, sollten wir es tun.

Diese Empfehlung ist nicht allein auf die markanten Bauwerke aus den großen Zeiten der über tausendjährigen Kirchenkunst, sondern auf alles gerichtet, was kulturelle, politische, konfessionelle, regionale, künstlerische, landschaftliche, werktechnische oder – unter Umständen – auch persönliche Besonderheit hat, sofern sie benannt werden kann und von den Gemeinden geteilt wird.

So kann ich von mir sagen, dass ich in einer schlichten dörflichen Wehrkirche östlich der Neiße getauft worden bin, die den Beschuss der russischen Soldaten ebenso wie den nach der polnischen Besiedlung naheliegenden Konfessionswechsel überstanden hat. Als ich sie mehr als vierzig Jahren später erstmals besuchen konnte, fühlte ich mich an den Anfang meines Lebens versetzt, das, trotz der chaotischen Zeitumstände und einer langjährigen, schließlich im Westen endenden Flucht meiner zur Kriegerwitwe gewordenen Mutter, hier eine sinngabende Bestimmung erhalten hat. Diese Wehrkirche, in der 1886 auch Paul Tillich getauft wurde, möchte ich gewiss nicht nur aus persönlichen Gründen erhalten wissen.<sup>11</sup>

Ein anderes Beispiel: Solange ich Ende der achtziger Jahre in Köln tätig war und abends mit dem Zug zurück nach Münster fuhr, habe ich es nur selten versäumt, die Abkürzung vom Wallraf-Platz zum Hauptbahnhof durch den Dom zu nehmen.

---

<sup>11</sup> Am Pfarrhaus, neben der Kirche, für die Tillichs Vater einige Jahre zuständige war, erinnert seit mehr als dreißig Jahren eine Tafel an den hier geborenen bedeutenden Theologen. Der Ort heißt heute Starosiedle.

Die Andacht, die oft schon im gemessenen Schreiten zwischen Haupt- und Westportal möglich war, hat mich augenblicklich Distanz zum Arbeitsalltag gewinnen lassen – und das, obwohl das Gotteshaus meist von Touristen überflutet war.

Oder 2017: Bei der Neueröffnung der in den Zeiten der DDR gesprengten und endlich wieder als Gotteshaus und Universitätsaula neu errichteten Paulus-Kirche in Leipzig erlebte ich das, was mich bis dahin primär theoretisch beschäftigt hatte, als eine mich erhebende Realität: Die wechselseitige Durchdringung von Wissen und Glauben, die es dort vor wie nach der Reformation gegeben hatte und die es nunmehr unter dem eindrucksvollen Schutz einer neuen Architektur wieder geben konnte.

Damit gebe ich zugleich ein Beispiel dafür, was ein, aus welchen Gründen auch immer erfolgter Neubau, bewirken kann. Die Avantgarde der Stilbildung im 20. und 21. Jahrhundert belegt in vielen, wenn auch gewiss nicht in allen Fällen, wie eindrucksvoll das Neue einer alten Überlieferung Gegenwart verleihen kann. Der moderne Kirchenbau kann Wege zum Glauben eröffnen, mit denen man nicht gerechnet hat. Wenn der Schacht in der Kuppel einer aus Beton gegossenen Kirchenhöhle plötzlich den Blick auf den Himmel freigibt, kann das wie ein Stoßgebet erscheinen.

Selbst in China habe ich den vereinzelt Kirchenbau als wegweisend empfunden. In großen Städten baut man dort auf Hochhausdächern gern auch Gedenkstätten und Tempel. So sind inzwischen auch einige christliche Kirchen hinzugekommen. Dort können sie so verloren wirken, wie die zwischen Wolkenkratzern eingekleiteten Kirchen in Chicago oder New York. Aber führt man, wie Meinhard von Gerkan es in einem Fall gelungen ist, zu einer auf einem vielgeschossigen Warenhaus thronenden Kirche eine Freitreppe hinauf, die dort nun wie eine Himmelsleiter steht, ist man überwältigt – auch wenn man zum Besuch der Kirche schließlich doch den Fahrstuhl benutzt. Das ist nicht mehr, aber auch nicht weniger erstaunlich als die aufgesetzten oder eingemeißelten Embleme von Kreuz oder Gotteslamm auf den angeblich „heidnischen“ Tempelfassaden des *Forum Romanum*.

Es ist somit in keiner Weise festgelegt, wie sich in alten und neuen Kirchen die Gegenwart des Göttlichen spüren lässt. Sie kann in der jähren Präsenz der vergangenen Zeit, in den erkennbaren Spuren gewaltsamer oder absichtsvoller Veränderungen, in der Schlichtheit oder der Pracht ihrer inneren Gestaltung oder auch in der erhabenen Stille vernommen werden, die wir in Kirchen finden. Freilich, es kann auch brausender Orgelklang, der Widerhall eines Chorgesangs, das Loblied einer vollzählig versammelten Gemeinde oder der Ton der eigenen Stimme in dem von allen gesprochenen *Vaterunser* sein. Dies und vieles andere

erlauben es, uns als Teil eines Ganzen zu fühlen, das einfach nur gegenwärtig ist. Eine solche Erfahrung muss eine Kirche möglich machen, mag sie nun uralt oder aber neu errichtet sein.

Die sich mitunter einstellende Paradoxie eines solchen Erlebens ist nicht vorherzusehen: Erst in diesem Jahr hat mich der monotone Gesang des leicht vernachlässigt erscheinenden Priesters in einer oberhalb des Trümmerfeldes der athenischen *Agora* in Athen gelegenen griechisch-orthodoxen Kirche die Uhrzeit vergessen lassen. Zwischen Sokrates und diesem Priester lagen 2400 Jahre. Aber die unvermeidliche Erinnerung an die einst am selben Ort geführten Gespräche dieses „Genius der Weisheit“,<sup>12</sup> hat den langen Zeitraum zwischen der Antike und der nicht weniger widersprüchlichen Moderne in eben diesen Augenblick verdichtet. In ihm wirkte der mir unverständliche Gesang wie eine Aufklärung über den Zugang zu einer philosophischen Überlieferung, die größte Konzentration verlangt.

Kirchenbau, von dem ich annehme, dass er in unserer Kultur, vielleicht sogar für längere Zeit, weniger dem Neubau als der Erhaltung bestehender Kirchen gewidmet sein wird, hat ein gesteigertes Erleben zu begünstigen. Mag der Glauben auch stärker durch das Wort, durch die Musik, durch die praktizierte Mitmenschlichkeit sowie durch das gute Beispiel der Gläubigen vermittelt werden: Die Pflege und Förderung der Gotteshäuser ist eine vorrangige Aufgabe der Gemeinden und ihrer Leitungen.

Dabei darf die Neigung nicht übersehen werden, Kirchen nicht mehr primär als Gotteshäuser zum Zweck des Gottesdienstes oder zum Vollzug zugehöriger zeremonieller Handlungen bei Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten, Trauerfeiern, herausgehobenen Ehrungen und exponierten Feiertagen zu nutzen. Das Interesse an offenen gesellschaftlichen Begegnungen ist groß – und nirgendwo besser begründet als in der Tradition des christlichen Glaubens. Hinzu kommt der aus dem Gebot der Nächstenliebe folgende Wunsch, Schutzräume für in Gefahr geratene Mitmenschen zu bieten und ihnen, wenn nötig, auch Sicherheit vor polizeilichem Zugriff gewähren.

Das ist eine alte Tempeltradition, die schon in der Antike zu tragischen Konflikten führte. Doch Christen stehen hier unter einer besonderen Verpflichtung, die sie nur nicht in die Versuchung führen sollte, Kirchen ihrem originären Zweck zu entfremden. Nur der Leerstand vieler Kirchen könnte hier zu einer neuen Lage führen.

---

<sup>12</sup> So nennt Kant den von ihm bewunderten Sokrates.

Unabhängig davon aber gilt, dass Kirchen erweiterte Aufgaben nur solange übernehmen können, als sie primär als *Gotteshäuser* angesehen werden; sollten sie ausschließlich als gesellschaftlicher Treffpunkt, als überdachter Minigolfplatz, als Versammlungsstätte für Aktionsgruppen, als Entspannungsraum für die Studentengemeinde, als Künstler-Atelier oder Asyl genutzt werden, können sie keine genuine Zwecksetzung für den Kirchenbau im engeren Sinn beanspruchen. Wohl aber können sie den Verzicht auf einen alten Kirchenbau erleichtern, und damit die Energien für einen Neu- oder Umbau an anderer Stelle freisetzen.

Doch damit bin ich schon viel zu sehr ins Einzelne gegangen. Meine Überlegungen sollten eigentlich nur zeigen, dass die christliche Botschaft bereits in ihrem Ursprung durch eine *weltoffene Humanität* ausgezeichnet ist, die noch heute zur vorrangigen Zukunftsaufgabe gehört. Mit ihrem Geist braucht sie sich weder den Erkenntnissen der Wissenschaft noch den Erfordernissen der Technik zu entziehen. Solange sie sich um gute Gründe bemüht und ihr Handeln öffentlich zu rechtfertigen sucht, kann sie den Anspruch erheben, eine bestimmende Kraft in der modernen Gesellschaft zu sein. Und das darin liegende Selbstbewusstsein des Glaubens sollte dann auch in den Neubauten zum Ausdruck kommen, die eines Tages vielleicht auch wieder in größerer Zahl nötig werden.